

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 8

Artikel: Prof. Dr. Karl Hilty
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

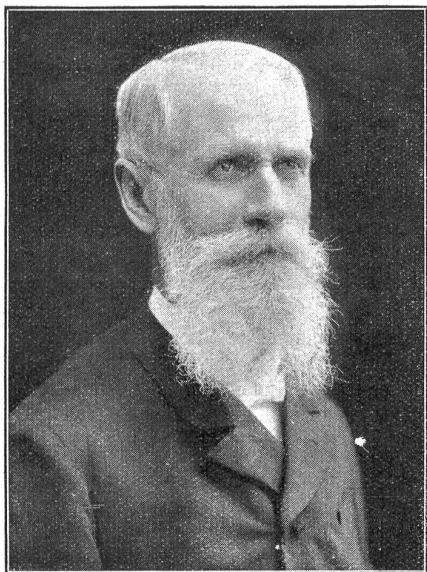
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Daß ich mit ihm gehe, wohin sein Weg ihn führt, das weiß er schon, aber das andere — —“

„Daß du — — Lena?“ Sie strich über ihr Haar.



Prof. Dr. Karl Hilty.

„Ja, Fortunat, wenn ich sie dir nicht entgegengeschickt hätte, wäre sie bei mir geblieben, und du mußt mir's danken.“

Fortunat schaute die beiden Frauen an. Ellen war's, als ob Frau Mengas Liebe ihr neuen eigenen Wert verliehe. Es ging ein Schein von Glück und Stolz auf ihrem Gesicht auf, löste ihre ganze Gestalt zu einer stillen Anmut, daß Fortunat mit feuchten Augen es verschlang und zusammen mit der Mutter Hand die Hand Ellens erfaßte.

„Fortunat, ich glaube, wir sind hier bei der Mutter neue Menschen geworden, und wir müssen nun auch zusammen einen neuen Weg gehen.“

„Nicht neu, nur wir selber wollen wir sein und den eigenen Weg, unseren Weg gehen. Mutter, und hab keine Angst, daß ich wie ein Knabe handeln werde. Wir wollen heimkommen — —“

Seine Pläne legte er dar, wie er, ohne die Schwiegereltern zu verletzen, sich dort lösen wolle, dankbar für alle gewonnene Einsicht, ohne die er nie für die Heimat schaffen könnte, was er hoffte, was sie hofften, alle drei: „Unabhängig, schlicht und frei und mit reinen Händen.“

Da hielt es Frau Menga nicht länger. Vor ihr sproßte eine Saat auf, wie sie sie herrlicher nicht erträumt hatte. Sie mußte allein sein, allein mit dem Freudesturm, der ihre Seele durchrauschte.

„Kinder, liebe Kinder, geht heim und laßt mich einen Augenblick. Nein, nein, nur daß ich die Freude ertrage.“

Schon eilte sie den Höhenweg hinan, jung und stark, weiter und weiter durch die dunkeln Saatsfelder mit dem zartspießenden Grün, auch die letzten steilen Schritte noch bis hinauf zur Birke, wo sie nie mehr gestanden, seit sie vor langen Jahren ihr junges Brautglück und alle große Hoffnung ihres Lebens hier hinauf getragen.

Still stand sie oben, schaute hinauf zur Birke, die sich dem Frühlingswind neigte, hinaus ins verdämmernde Land und konnte es kaum fassen, daß das so leicht war, was sie so schwer geglaubt, daß sie so reich beschenkt worden, wo sie nur großmütig zu opfern gemeint hatte. Sie hatte sich hingegeben und sich selbst erst empfangen und wollte nichts mehr als geben, geben — sie lächelte, um immer neu zu empfangen. Sie lächelte auch, daß sie vom Fest die Bestätigung ihres Glückes hatte empfangen wollen. Die brauchte sie nicht mehr.

In reifer neuer Mutterschaft stand sie hier oben neben der Birke. Die Liebe zum Gatten ihrer Jugend, zu den Kindern, zur Heimat floß zusammen in ein großes Gefühl, in dem sie die Hände faltete, und ihr war, als erlebte sie zum erstenmal das größte Wunder, das Himmel und Erde kennen, das der Frühlingssturm brauste, dem die Birke sich neigte, das Wunder der Liebe.

Ende.

Prof. Dr. Karl Hilty.

Zum 100. Geburtstag, 28. Februar 1933.

Der Berner Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Karl Hilty war der erste Vertreter der Schweiz im Internationalen Gerichtshof im Haag, Mitglied des Schweizerischen Nationalrates, Obergerichtspräsident der Schweizerischen Armee während vielen Jahren, Verfasser von heute noch äußerst geschätzten wissenschaftlichen Arbeiten über Geschichte und Rechtsfragen. Schon diese Tätigkeit würde es rechtfertigen, zum 100. Geburtstag seiner zu gedenken. Aber Hilty ist der breiten Öffentlichkeit mehr als wahrhaft christlicher Epiker bekannt geworden. Früher fehlten seine Bücher nur in wenigen Häusern und heute noch trifft man sie vielerorts neben Bibel und Gesangbuch. Hilty, der hochgebildete Akademiker, wagte es, zu einer Zeit im Hörsaal, an Volksversammlungen, im Parlament ethische und religiöse Fragen anzuschneiden, als die gebildeten Kreise sich gegen solche Dinge eher ablehnend, wenigstens gleichgültig verhielten. Wohl machte sich ein gewisser Spott infolgedessen auch an ihn heran, aber Hilty machte sich nichts daraus. Der frühere amerikanische Bundespräsident Roosevelt bezeichnete Hiltys „Glück“, wohl sein bekanntestes Buch, als eines der besten Werke der Weltliteratur und empfahl den amerikanischen Studenten das Studium angelegentlich. Dieses Buch wurde in zahlreiche fremde Sprachen übersetzt, auch in die russische. Eine russische Zeitschrift urteilte damals: „Es gehört zu den Büchern, die nicht veralten und einen bleibenden Wert haben; gerne und oft wird der gebildete Leser darauf zurückgreifen, zu geistiger Anregung, zur Beseitigung von Zweifel und Alleinmut und zur Förderung und Befestigung seines äußeren Lebens.“ Die Frage, was Glück sei, beantwortet Hilty in positiv christlichem Sinne. Ihm besteht das in dieser Welt erreichbare dauernde Glück in beständiger, nützlicher Arbeit, verbunden mit einer ebenso beständigen Nähe Gottes. Wer das zu mystisch finde, könne ja einstweilen versuchen, „Glück“ durch den Ausdruck „Leben in großen und wahren Gedanken“ zu ersetzen.

Hilty schrieb auch über „Süßlichkeit“, die ihm veredelte Natürlichkeit ist, eine Vorstufe der Freundschaft, der Liebe verwandt. Bekannt ist „Für schlaflose Nächte“, eine Fülle nachdenklicher Gedanken enthaltend. Wertvoll sind „Ueber Neurasthenie“ und „Kranke Seelen“, beide aus einem verständnisvollen Herzen geschrieben. In „Briefe“, „Neue Briefe“ und „Ueber Freundschaft“ offenbart sich Hilty als großer Menschenkenner und Seelenforscher. Die Freundschaft ist ihm das stärkste, dauerhafteste, edelste Gefühl, dessen ein Menschenherz fähig ist.

Gewiß hat Hiltly auch unserer Generation etwas zu sagen und es wäre manchmal gut, wenn seine Schriften wieder mehr gelesen würden. Mit all' den Fragen, die uns heute bewegen, deren Lösung uns so schwer, fast unmöglich vorkommt, befaßte er sich. Zu der sozialen Frage nahm er in seiner Weise Stellung. Er meinte einmal: „Das kommende Jahrhundert (das 20. ist gemeint) gehört nicht der sozialen, sondern der religiösen Frage, deren bloßer Bestandteil die soziale ist. Sie bleibt ein völlig unausführbarer Traum, so lange nicht die innerste Gesinnung eines großen Teils der Menschheit sich aus der Selbstsucht zur Liebe ändert“. Eigenartig mag vielleicht da und dort Hiltlys Stellungnahme zur Frauenfrage erscheinen. Er verlangte aktive Beteiligung der Frau im Schul- und Armenwesen, etwas, das heute in vielen Kantonen verwirklicht ist. Aber darüber hinaus war er entschiedener Verfechter des aktiven Frauenstimmrechts: „Den Frauen, welche nicht zur Ehe gelangen, muß man die Wege nützlicher, beglückender Arbeit öffnen; daher müssen sie auch das Stimmrecht haben, ohne das ihnen dieselbe nie ausreichend zuteil werden wird. Daß diese Forderung unserer Zeit in Amerika und in England nicht längst ganz durchgedrungen ist, daran sind in erster Linie aber auch die Frauen selbst schuld. Wenn sie noch kein Gefühl für ihre Rechtslosigkeit besitzen, sondern lieber reizende Puppen oder höhere Mägde sein wollen, so ist ihnen nicht zu helfen“. Er hielt die Einführung des umstrittenen Frauenstimmrechts auch für die Schweiz „nur für eine Frage der Zeit, da unsere Frauen in wirklicher Achtung stehen“.

Hiltly kam am 28. Februar 1833 im alten Städtchen Werdenberg zur Welt. Sein Vater war ein geschätzter Arzt in Chur, kaufte das Schloß Werdenberg und brachte hier seine Ferien zu. Der junge Hiltly besuchte die Kantonsschule Chur, bestand 1851 die Maturitätsprüfung, studierte in Göttingen und Heidelberg die Rechte und bestand 1854 das Staatsexamen, wurde Doktor beider Rechte. Zur weiteren Ausbildung begab er sich dann nach London und Paris, war in Paris Augenzeuge der französischen Vorbereitungen für den Krimkrieg. 1855 kehrte er zurück, ließ sich in Chur als Anwalt nieder, erfreute sich als solcher großer Beliebtheit. Seinen Beruf liebte er. Er sagte einmal: „Ich würde ihn meinerseits von neuem wählen, wenn ich das Leben wieder anzufangen hätte“.

Im Jahre 1873 erhielt Hiltly einen Ruf als ordentlicher Staatsrechtslehrer an die Universität Bern, gestützt auf eine von ihm verfaßte Schrift über „Theoretiker und Idealisten der Demokratie“. 1877 veröffentlichte er die „Berner Staatsgedanken“, schrieb einen ersten Entwurf zu einem schweizerischen Zivilgesetzbuch. Sehr geschätzt sind seine Arbeiten über die Helvetik. Seine völkerrechtliche Studie über die Neutralität der Schweiz (1889) wird heute noch als grundlegend betrachtet. 1891 kam das große Werk „Die Bundesverfassungen der schweizerischen Eidgenossenschaft“ zur Säcularfeier heraus. Es wurde in allen drei Landessprachen veröffentlicht.

Als Vertreter der Schweiz am Internationalen Gerichtshof in Haag kam Hiltly natürlich auch dazu, sich mit den Fragen und der Sicherung des Weltfriedens zu befassen. Er schrieb schon vorher eine Studie „Der ewige Frieden, seine Wünschbarkeit und Möglichkeit“, arbeitete wenige Tage vor seinem Tode an der Schrift „Pax perpetua“, erschienen im politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft von 1910. Hiltly sagte: „Friede muß zuerst in vielen einzelnen friedlichen gesinnungen und des Friedensfähigen Menschen entstehen, dann kommt er allmählich zwischen den Völkern zustande, vorher sicher nicht“. Ein kleines Gedicht prägt diesen Gedanken weiter: „Niemals werden die Beschwerden auch durch Schiedsgerichte schwinden. Friede läßt sich auf Erden nur auf viel mehr Liebe gründen“.

Seit 1890 war Hiltly Mitglied des schweizerischen Nationalrates als Vertreter seines Heimatkreises Werdenberg. Er gehörte als Parlamentarier zur freisinnigen Partei. Seine Ansprachen waren stets von einem patriotischen Schwung getragen, der sie weit über die geschäftsmäßigen Debatten hob. An seinem Grabe sprach der Präsident des Nationalrates: „Er hat sich durch sein hingebendes Wirken für unser Land und Volk ein bleibendes Denkmal gesetzt“. Im Nationalrat stellte er eine Motion, die jeder Gemeinde das Recht schaffen wollte, Einschränkungen im Alkoholausschank zu beschließen. Hiltly leitete auch den ersten internationalen Kongreß gegen den Mädchenhandel.

In unserer Armee bekleidete Prof. Dr. Hiltly von 1892 bis 1909 den Rang des Oberauditors. Er war also der höchste Richter der Armee.

Im Herbst 1909 ging Hiltly mit einer Tochter an den Genfersee. Von einem Ausflug kehrte er leicht unwohl zurück. Er legte sich nieder, während seine Tochter im Speisesaal etwas Warmes holen wollte. Als sie zurückkam, hatte der Vater bereits den letzten Atemzug getan. Der Tod dieses bekannten Mannes löste damals große Trauer aus.

-o-

Die armen Leute. Von Max Barthel.

Es ist ein Käfig, der heißt Pflicht,
In dem das stärkste Herz zerbricht,
In dem die Träume sich versangen
An seinen kalten Eisenstangen,
In dem die Wanderwünsche beben
Und langsam fallen und verschweben,
In dem die Liebe selbst erfriert
Und zag ihr Flügelpaar verliert,
In dem die Jugend schnell verdirbt,
In dem die Schönheit lästernd stirbt,
Die Frauen weinen, die Kinder weinen
An den verdammten kalten Steinen.
Ein jeder Morgen, jeder Tag,
Der noch so flammend kommen mag,
Der noch so purpurn aufersteht,
Die graue Arbeitsmühle dreht.
Wenn auch dein Arm die Kette zerrt,
Umsonst, du bleibst doch eingesperrt,
Dein Leben lang, was Leben heißt,
Bis dann der Tod die Kette reißt.

Das neuzeitliche Möbel.

Das Möbel für den Mann, der rechnen muss.

Die neue Baukunst ist nicht eine Modeerscheinung, sondern eine neue, geistige Einstellung zu den Problemen des Bauens. Sie ist nicht entstanden aus dem Bedürfnis, durch neue Bauformen wohlthuende Abwechslung zu bringen in das gleichtönende Einerlei unserer Städtebilder, wie etwa die Kleidermode entsteht, um das alltägliche Leben mit neuen Formen und Farben zu bereichern. Modisch können nur Dinge sein, die wechseln, die sich abnutzen, die oft ersetzt werden müssen. Dort wirkt die Mode angenehm, erfrischend. Ein Bauwerk jedoch dauert. Deshalb ist das neue Bauen nicht modisch, sondern modern. Modern nicht deshalb, weil es Flachdach und viel Farben verwendet, sondern weil die Gedanken, die ihm zugrunde liegen, neuzeitlich sind. Es sind in der Hauptsache zwei Grundgedanken: ein künstlerischer und ein sozialer.

Die neue Baukunst will wahr sein. Sie verachtet die Geste, die unwahre Representation, die falsche Vorpiegelung. Sie verkörpert in jedem Bauwerk eine lebendige Aufgabe: die vollendete Zweckerfüllung.